

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

XI. Enneberg und Buchenstein. 1842, 1843

XI.

Enneberg und Buchenstein.

1842, 1843.

Wir sind im letzten Capitel bis auf das Grödner Jöchel gekommen und gehen nunmehr bergabwärts in das Thal der Gader, in welchem gegen siebentausend Ladinier wohnen.

Kolfuschg, das zu deutsch Schwarzenberg heißen würde (col, fusc), blieb links zur Seite liegen. Wir schritten gegen Corvara zu, das letzte Dorf im Enneberger Land, mit weitzerstreuten Häusern, mit Kirche und Wirthshaus, am Rande eines Wildbaches gelegen. Die Gegend ist voll guter Alpenweiden, liegt aber zumeist bis Georgi unter dem Schnee. In der alten Kirche ist ein gothischer Altar und ein schönes altes Bild darauf, die Enthauptung der heiligen Katharina vorstellend. Als den Meister dieses Bildes nennt man bald Tizian, bald einen unbekannten Schüler Albrecht Dürers; wenns aber von einem der beiden sein muß, ist's gewiß eher von letzterem. Die anders Denkenden, und dazu gehören die meisten Leute des Thales, behaupten aber, der venetianische Maler sei durch schlimmes Wetter auf einer Winterreise in Corvara aufgehalten worden und habe da den Einwohnern dieses Andenken hinterlassen.

Auf dem Kirchhofe sind lauter neuere Inschriften in italienischer Sprache; nur eine ältere aus dem vorigen Jahrhundert ist deutsch und bezeichnet das Grab eines Herrn von Brack, aus einem Geschlecht, das in früheren Zeiten in Enneberg ebenso angesehen war, als die Ritter von Wolfenstein im Gröden.

Dem Bache nachgehend gelangten wir nach Stern, einem Weiler, der in der Landessprache *la villa* heißt. Es steht das Schloß Rubatsch am Wege, ein großes, festes Haus, in einem Umfang von hohen Mauern. Die Edlen von Rubatsch sind aber schon lange weggezogen und jetzt wohnt in den ritterlichen Gemächern ein schlichter Bauersmann. Gegenüber der Burg Rubatsch, auf der linken Seite des Weges, steht ein anderes Haus, groß und stark gebaut, ehemals ein Sitz der Kolzen, jetzt ebenfalls in den Händen eines bäuerlichen Herrn. Ein ansehnliches gothisches Portal ziert den Bau. Im Grödnertale hat alle Maurerei den Charakter von gestern her; die Häuser scheinen alle neu und frisch; in Enneberg aber tritt das Alte überraschend hervor und der Wanderer trifft auf mächtige Thorbogen, auf spitzbogige Fenster, auf ragende Erker, die er hier wohl kaum erwartet hat.

Eine halbe Stunde von Stern liegt *la Muda*, die Stelle eines Dörfchens, das vordem sechs Häuser zählte, aber im Jahre 1821 durch einen Bergbruch zu Grunde ging, der vom östlichen Mittelgebirge sich ablösend, langsam ins Thal herniedersank, einen fünfhundert Klafter breiten Schuttdamm aufwarf, sofort auch den Gaderbach anschwellte und dadurch den Compuntersee entstehen ließ, der aber in den nächsten zehn Jahren wieder verlief.

Unterdessen ist der spitze Kirchenturm von St. Leonhard aufgetaucht und um ihn herum zeigen sich große dreistöckige Häuser, auf grünen Auen zerstreut. Die Gebäude

scheinen vielen Wohlstand zu verrathen, und wenn die Badioten arm sind, wie kaum zu läugnen, so lassen sie dieß wenigstens an ihren Häusern nicht vermerken. Allmählich hatten wir die ersten erreicht und bald setzten wir uns bei Herrn Johann Franz Dapunt im Wirthshause jenseits der Kirche zur Rast.

Wir sind also in St. Leonhard oder wie man in der Thalsprache sagt Badia. Diesem wälschen Namen entspricht denn wieder der deutsche, Abtei, welcher davon rührt, daß das Gebiet vor Zeiten der ehemaligen Abtei zu Sonnenburg im Pusterthale unterthänig war. Uebrigens gilt der Name Badia im gewöhnlichen Gebrauche für das ganze innere Thal, etwa von der Pontatscher Schlucht angefangen, und die Einwohner dieser Landschaft heißen daher auch Badioten. Sie sind große Viehzüchter und der Fleiß wie die Aufmerksamkeit, die sie diesem Erwerbszweige schenken, wird hochgerühmt. In ihren Ställen soll eine Reinlichkeit herrschen, wie man sie in ihren Stuben umsonst sucht, und die Sorgfalt für ihr Vieh soll jene für ihr menschliches Hauswesen weit überbieten. Was die andern Eigenschaften der Badioten und der Enneberger insgesammt betrifft, so zeichnen sie sich durch ungemeine Gutmüthigkeit, Geduld und Genügsamkeit aus. So arbeitsam und sparsam wie der Enneberger, sagt Herr J. Th. Haller, ihr gewesener Landrichter, so duldend und zufrieden, so fromm und sittlich, so voll Zutrauen und Achtung gegen Seelsorger und Obrigkeit, so offen für Belehrung und bereit zum Gehorsame dürfte der Landmann nicht leicht anderswo wieder zu finden sein. Freilich ist schwer zu errathen, wie damit Proceßsucht, Mißtrauen und Mangel an Gemeinsinn zu vereinigen, was ihnen doch auch in bewährten Büchern vorgeworfen wird. In den Familien waltet patriarchalisches Leben. Vater, Söhne und Schwiegertöchter mit zahl-

reichen Geschwistern und Kindern theilen friedlich Tisch und Wohnung. Seine heimathliche Sittlichkeit und Ordnungsliebe verläßt den Enneberger auch nicht, wenn er auswärtz im Hause oder im Heere dient; er ist eben so treu im Gesinde als brav im Kriege. Jenes milde, fast süßliche Wesen habe ich allererst an dem guten Wirth von St. Leonhard, dem genannten Herrn Dapunt, für mich abgenommen und zwar schon das einermal, als ich im Jahre 1842 des Weges kam. Damals hatte er gerade einen reissigen Schuhmacher und andere Arbeit im Hause, ließ sich aber dadurch nicht hindern, recht artig und leutselig zu sein, während die Wirthin und die Magd daneben mit Krapfenbacken für die Kirchweih beschäftigt waren und Topfen wie Spinat in die weichen Fladen legten. Diesesmal dagegen schien der sanfte Wirth mit seinem singenden Vortrag sehr trübe gestimmt und als wir im Abenddunkel die reinliche Stube betraten, begann er noch, ehe das Licht erschien, mit folgenden Worten zu sprechen: „Ach, heut bin ich so traurig! Die Pusterer haben mir zwei Bettern erschlagen!“ Dieß war wenigstens zur Hälfte wahr, denn am Tage zuvor, an St. Matthäus, des Apostels Fest, hatte es im Wirthshaus zu Saalen, welches am Ende des Thales liegt, schlimme Händel gegeben zwischen den deutschen Pustern und den wälschen Söhnen von Enneberg. Zwei der letztern hatten vor allen die Nachbarn in Schimpf und Ernst hart mitgenommen. Die Pusterer aber, nach badiotischer Angabe ihrer fünf oder sechs, liefen den beiden, als sie heimwärts gingen, den Weg ab, überfielen und schlugen sie, bis sie für todt liegen blieben. Der eine, ein fröhlicher Junge, der die Zither schlagen und dazu schöne Lieder singen konnte, der kam auch nimmer zum Leben, der andere aber erholte sich langsam wieder und wurde gerettet. Dieß ist ungefähr die Geschichte, die im Herbst des Jahres 1843 großen

Eindruck im Pusterthale machte und mit verschiedenen Zusätzen und Abänderungen, je nachdem ein Deutscher oder ein Wälscher sie erzählte, vielfältig besprochen wurde. Die Enneberger sahen darin einen neuen Beweis des feindlichen Sinnes der Pusterer, wußten nur Gutes von den zwei Landsleuten zu sagen, und hatten keine Entschuldigung für das gräßliche Verbrechen; die deutschen Bauern an der Rienz aber meinten, es sei nicht so arg, da die beiden Verunglückten dieselben zwei übermüthigen Wälschen gewesen, die schon so viele Händel angestiftet und überall gerne mitgehalten, wo es zu Stößen gekommen. Nur die deutschen Mädchen gedachten mit Wehmuth des einen der Jungen, der so „fein“ gewesen, die Zither so schön zu spielen gewußt und so liebliche Lieder gesungen.

Es ist bekannt, daß aus den Bergen von Enneberg und Fassa jene Bewegungen hervorgingen, welche die Geologie zu einer neuen Wissenschaft gemacht. Hier pilgerte einst Leopold von Buch mit Hammer und Tasche herum und nannte, seiner ungeahnten Ausbeute froh, diese Thäler den Schlüssel zur neuern Geognosie. Seitdem sind diese Wildnisse ein Wallfahrtsort für alle geworden, die die Geschichte des Erdballs studiren wollen. Bekannt ist ferner, daß die Landschaft von Badia in ihren Eingetweiden einen Reichthum kleiner Versteinerungen „von wunderbarer, allen Gesetzen der bisherigen Petrefactenkunde spottender Eigenthümlichkeit“ enthält. Es ist auch dieß wieder ein wundervoller Zug der unerschöpflichen Natur des Landes, die, so wild und schauerlich in ihrem Born, doch ewig beflissen ist, den armen Menschen zu Hülfe zu kommen und ihnen neue Quellen des Wohlstandes zu öffnen, die dort, wenn der Bergsegen versiegt, Heilwasser auffinden läßt, hier statt der Zirbelbäume die Pectiniten und Ammoniten zu Ehren bringt. Es war Wunders genug für die ungelehrten Badioten,

als die ersten Fremden nach jenen steinernen Dingerchen zu fragen begannen, die bisher unbeachtet am Wege gelegen, und diese Seltenheiten gern mit Gold aufgewogen hätten, wenn sie ihnen die gutherzigen Aelpler nicht vorher schon geschenkt. Auch jetzt noch hegen diese ihre geheimen Zweifel über die Vernünftigkeit der Leute „die die Steine aufflauben und das Geld wegwerfen.“ So hat sich denn aus dem Verdachte über den gesunden Menschenverstand der Petrefactenfänger, der nichts desto weniger aufblühenden Ahnung einer mystischen, dem Auge der Eingebornen unsichtbaren Kostbarkeit dieses scheinbaren Trübels und der Voraussetzung großer Reichthümer auf Seite der wißbegierigen Pilger ein seltsamer Handelsbetrieb gebildet, der allerdings zu ungeschlacht ist, als daß er sich lange so halten könnte. Die einheimischen Sammler gehen nämlich in die Berge von Campill und St. Cassian, wo die Versteinerungen oder Curetsch (coralles, Korallen?), wie sie in der Thalsprache heißen, in unzählbarer Menge zu finden sind, füllen einen Zuber davon und bringen ihn mühsam nach Hause. Nun ist's begreiflich, daß sie das kostbare Kleinod, das der Liebhaber einem Edelsteine gleich schätzt, von den alltäglichsten Erscheinungen nicht unterscheiden können, und da sie gleichwohl schon erfahren, daß nicht eines ist wie das andere, und überdieß gehört haben, daß mancher listige Reisende an den eingehandelten Schätzen in der Welt draußen das Hundertfache gewonnen, da ihnen alles dieß den Kopf verwirrt, so sind sie mit ihrem Thesaurus in großer Verlegenheit. Sie fürchten immer, der fremde Kenner möchte ihnen die schönsten Stücke mit arglistiger Gleichgültigkeit herausnehmen, sie mit etlichen Groschen zufrieden stellen, und dann nichts überlassen, als ausgesuchte, werthlose Waare. Um dieß zu verhindern und um also mit den guten Exemplaren auch die werthlosen bezahlt zu erhalten,

sind sie nun auf den Ausweg verfallen, ganze Rufen in Bausch und Bogen zum Verkaufe auszubieten, und dafür verlangen sie fünfzig bis achtzig Gulden Conventions-Münze.

Diese kunstlose Praxis hätte aber die einfachen Steinklauber von St. Leonhard leicht in sehr schlimmen Leumund bringen können, da sie dieselbe auch an Herrn A. Pechholdt, dem reisenden Geognosten aus Sachsen, und seinem anonymen Gefährten zu üben wagten.

Diese waren kurze Zeit vorher bei Herrn Dapunt wohl zwei Stunden lang anhaltend mit der Auswahl von Petrefacten beschäftigt gewesen und hatten schon das Einpacken der ausgesuchten Exemplare, die etliche Loth wiegen mochten, theilweise beendet, als sie auf die Frage nach dem Preise unter Lächeln die Antwort erhielten, daß sie achtzig Gulden Conv. Münze kosten und daß es gleich sei, ob man den ganzen Vorrath oder das Wenige behalte, was ausgesucht worden. Es wurde dem Wirthes bemerkt, daß er dieß hätte eher sagen sollen und für die ausgesuchten Stücke ein Gebot von zehn Gulden gelegt — offenbar mehr als sie werth waren. Er aber ergriff mit großer Ruhe die Petrefacten, schüttete sie in den Kasten zu den übrigen und mischte sie ihnen sogleich zu, mit den Händen alles sorgfältig durcheinander knetend, bei welcher Mißhandlung so schöner und zarter Gebilde er den Reisenden näher ans Herz griff, als durch die höhnische Zurückweisung ihres Geldes.

Natürlich wurden alle weiteren Unterhandlungen abgebrochen. Die Reisenden schieden in gerechtem Zorne, während des Wirthes lächelnde Miene dieselbe blieb. Gleichwohl möchten wir hier weniger Böswilligkeit als jene fromme Einfalt sehen, die nicht recht weiß wie sie mit ihren Schätzen daran ist, und da Herr Pechholdt in der guten Absicht, die Nachkommenden vor der Arglist dieses wälschen Wirthes

zu sichern, eine förmliche Warnung hat ergehen lassen, so finden wir uns gleichermaßen zur Beruhigung künftiger Reisender veranlaßt, diese Warnung wieder außer Wirksamkeit zu setzen, denn Johann Franz Dapunt hat vielleicht gerade seit jener Begegnung seine frühere Handelspolitik entschieden aufgegeben. Mein Begleiter, der sich auch um Petrefacten kümmerte, fragte nämlich alsbald darnach und da erschienen sie denn in Kästen und Mulden und auf hölzernen Tellern, und es zeigte sich, wie damals, die freundliche Bereitwilligkeit des Wirthes. Und als jener nach sorgfältiger Auswahl gerade vierundzwanzig Stücke sich gesammelt hatte — darunter vielleicht auch manches Exemplar, das Herr Bexholdt erlesen — und nach dem Preise fragte, sagte der Badiote mit lächelnder Miene: Stück für Stück einen Kreuzer! und so bezahlte jener also vierundzwanzig Kreuzer Reichs-Währung ungefähr für dasselbe, wofür Dapunt damals achtzig Gulden Conventions-Münze verlangt und Herr Bexholdt zehn Gulden geboten hatte. So wird's nunmehr in allen Fällen gehalten; nur werden jetzt wahrscheinlich die Pilgrime nichts Besseres zu thun wissen, als sich über diese anspruchslosen Preise recht kindlich zu verwundern, und dann wird vielleicht Dapunt in seinem Kopfe neuerdings irre werden und frische Tüden aussinnen, um die Petrefactensammler recht höhnisch zu ärgern. Von der Zeit an, wo er seine wälsche Praktik aufgegeben, bis zum heutigen Tag scheint er allerdings mit der Wissenschaft und ihren Vertretern im Frieden gelebt zu haben. Er weiß von vielen Herren zu erzählen, die ihm Euretisch abgekauft und behauptet, sein Gasthof gerathe in immer höhern Schwung, da die Zahl der Reisenden alle Jahre zunehme. Insbesondere gedenkt er mit Liebe des Herrn Professors Klipstein in Gießen, der schon manche Woche bei ihm zugebracht und ihm manchen schönen Gulden zu lösen gegeben.

Uebrigens wollen wir nicht verheimlichen, daß der Bäcker zu St. Leonhard, der ebenfalls mit Suretsch handelt und der den genannten Reisenden nicht einmal seine Versteinerungen zeigen wollte, ehe sie nicht den Kauf des ganzen Vorraths zugesagt, welch „dummes und brutales Ansinnen“ diese sogleich zum Weggehen nöthigte, daß dieser Bäcker noch immer auf seinem albernen Begehren besteht. Der erschien, als er vorbeigehend die Suretsch im Wirthshause klappern hörte, an jenem Abende auch vor unserm Angesichte und meinte, seine Versteinerungen wären erst die rechten und um die Kleinigkeit von fünfzig Gulden gebe er uns ein ganzes Faß. Auf diese sinnlose Rede brachen wir aber in ein schallendes Gelächter aus und schlugen ihn dadurch in schimpfliche Flucht. Wir hatten schon an Reise-, Hand- und Tagebüchern genug zu tragen und wußten nicht entfernt wie ein Faß in unserm Reiseranzen unterzubringen.

Ueber die Sprache von Enneberg wollen wir hier nur eine Nachlese halten. Der Enneberger scheint seinem Idiom weit weniger zugethan, als der Grödner. Unsere Sprache, heißt es, ist uns nur hinderlich; kommen wir hinaus zu den Deutschen, so verstehen wir nichts, mit den Wälschen haben wir wenig zu thun und auch in der Schule kann man nichts Rechtes lernen. Die Erklärung dieser Stimmung liegt in den Verhältnissen des Thales selbst. Die Enneberger haben nie, wie die Grödner, große Handelsfahrten in romanische Weltgegenden unternommen. Die Nützlichkeit ihres Idioms konnten sie daher nie recht einsehen, wohl aber fiel ihnen dessen Unverständlichkeit in deutschen Landen und bei den deutschen Gerichtsverhandlungen zu St. Vigil sehr fühlbar auf und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie überhaupt der Meinung sind, es wäre viel besser, wenn sie alle von Kindsbeinen an deutsch

sprächen. Die Männer thun dieß auch zum größten Theil, aber die Weiber sind nicht alle doppelsprachig.

Die Sprache von Enneberg ist übrigens nicht allenthalben eine und dieselbe, wie die von Gröden, sondern theilt sich wieder in verschiedene Mundarten, welche jedoch unter eine Hauptabtheilung fallen. Die örtliche Grenze bildet der Maröbach, der bei Zwischenwasser in die Gader fällt. St. Vigil und Enneberg gehören daher zur einen Familie, die übrigen Orte des Thales zur andern. Beide gehen nach den Versicherungen der Eingebornen weiter auseinander, als man es bei dem kleinen Umkreis des Sprachgebiets und bei der gegenseitigen Nähe der Gemeinden wohl erwarten sollte. Als Schiboleth wird das Wort bezeichnet, welches lieb bedeutet (ie t'è tra tsehang, ich habe dich sehr lieb — in Grödnersprache). Dieses lautet in der Abteitschong, in St. Martin jong, in Wälschellen jang, in Enneberg jenn. Wo das Wort herkommt, ist noch nicht enträthelt.

Das Klima von Enneberg insgesammt ist kalt, der Winter lang, Sommerreif und frühzeitiger Herbstfrost kommen häufig vor, in Folge davon Mißwachs und schlechte Ernten — alles kein Wunder, wenn man bedenkt, daß St. Vigil im Rauthal 3681, St. Leonhard sogar 4182 Wiener Fuß über dem Meere liegt. Die Feldwirthschaft des Thales gehört daher nicht zu den gewinnreichen, und was der kühle Sommer und der kalte Herbst verschont, das geht zuweilen noch durch Bergbrüche zu Grunde. St. Leonhard selbst liegt auf solchem Schutte, ja es läßt sich gleich von dem ganzen Thalgebiete sagen, daß wie Unterägypten ein Geschenk des Nils, so die fruchtbare Scholle hier ein Geschenk der Schrofen ist. Solche Erdbabstigungen sind noch immer zu befürchten. In manchen Revieren ist der Boden bis auf den heutigen Tag noch

nicht zur Ruhe gekommen, klappt und öffnet sich, wirft dicke Wülste auf, trägt ganze Felder hin und her und vermuht Wald und Wiesen, so daß mehr als einem Hofe der sichere Untergang vorauszusagen ist. Die jetzigen Dörfer sind zum Theil auf Schuttablagerungen entstanden, welche frühere Ortschaften überdeckt haben. Bebauet wird die Scholle übrigens mit dem größten Fleiß und die Arbeit ist ebenso beschwerlich als z. B. in Stubai, wo wir schon davon gesprochen haben.

Von St. Leonhard aus erreicht man nach zwei Stunden St. Martin, wenige aber ansehnliche Häuser auf grüner Anhöhe über dem Bache gelegen, mit großer Kirche. Auch dieses Dörfchen steht auf einem eingebrochenen Berge, der vor vierhundert Jahren die alte Niederlassung sammt ihrer Kirche begrub. Noch jezo findet man im Boden häufig Menschengenirippe und auf dem Pereswalde hob man aus dem Schutte die kleine Glocke, die nun im Kirchenthurm hängt. Im Wirthshause machte ich kurze Rast und begann wieder Sprachstudien zu treiben. Hier erfuhr ich, daß die Ladinier die Italiener insgesammt Lombersch heißen, die Lombarden.

Überhalb St. Martin liegt das Schloß Thurn an der Gader, ansehnliches zweistöckiges Haus mit wehrhaftem Thurne, von kleinem Buschwerk lieblich umgrünt. Es war einmal der Sitz eines kleinen Gerichtes, das bis zum Untergange des heiligen römischen Reiches dem Bischof zu Brigen gehörte; angeblich ein übergebliebenes Stück der Grafschaft im Pustertal, welche Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1091 dem getreuen Bischof Altwin verehrte. Jetzt ist der Lärm des Gerichtes aus den alten Mauern gewichen und heutzutage sitzen nur zwei friedliche Bauern in dem Schlosse. Die andern Dörfer des Thales gehörten, außer Rofschug, das dem wolkensteinischen Gerichte Gufidaun untergeben

war, dem Frauenstifte zu Sonnenburg, das draußen im Buxterthale liegt.

Die Unterthanen des Stiftes und des Bisthums hatten der Lasten genug zu tragen. Grundzins, Zehnten, Ruppelfutter, Wasserprügel, Robot, Jugendzins, Rauchfangzins und wie diese fröhlichen Dinger alle heißen, waren in solcher Reichlichkeit über sie ausgelegt, daß ihnen kaum der dritte Theil von den Früchten ihres Fleißes übrig blieb. Aber auch ihr Leben war nicht allzeit in Sicherheit, denn wenn die Frauen von Sonnenburg mit dem Bischof von Brigen oder seinen Rechtsnachfolgern des Gerichts zu Thurn wegen Stöße hatten, so gingen sie meist an den gequälten Ladinern aus. Ein großes Unheil brach z. B. im Jahre 1460 herein, als Nicolaus von Cusa, Cardinal und Bischof zu Brigen, die Stiftsfrauen von Sonnenburg, wie schon früher erzählt, mit dem Kirchenbann belegt, die Aebtissin Berena von Stuben ihrer Würden entsetzt und über alle Giltten, Gefälle und Einkünfte des Klosters die Sperre verhängt hatte, weil sich jene der von ihm versuchten Visitation und Klosterreform nicht unterziehen wollten. Die gebannten Stiftsfrauen achteten aber in diesem Jahre nicht viel auf den Fluch der Kirche und forderten von ihren Zinsbauern die Abgaben wie vorher. Die treuen Ladinier kümmerten sich auch nicht um die Wirrniss, sondern zahlten ihren guten Gerichtsfrauen, was sie sonst gezahlt hatten. Nun kam aber Herr Gabriel von Prack, des Bischofs Schloßhauptmann in Buchenstein, schwang sein Schwert über sie, ließ ihrer fünfzig niedermeheln und nach des Cardinals Befehl die Leichname den Vögeln der Luft zum Fraße aussetzen. Der Ritter von Prack gewann dadurch Ablass seiner Sünden und einen vergoldeten Becher als Geschenk vom hochwürdigen Kirchenfürsten.

Es war ein altes Herkommen, daß die neuerwählte

„gnädig gebietende“ Aebtissin sich von den stiftischen Zinsbauern huldigen ließ. Auf dem freien Platze zu St. Vigil vor dem Gerichtshause wurde eine Bühne aufgeschlagen und dort trat die Gebieterin, umgeben von den Frauen des Stifts und den Amtleuten, vor ihre Getreuen, und ließ sie schwören, ihrer „rechten und natürlichen Erbfürstin und Frau“ gehorsam und gewärtig zu sein. Die Bauern auf der andern Seite verlangten dann von der Aebtissin Versicherungen, daß sie nicht mit neuen Lasten bedrückt werden sollten und geriethen dabei, wenn jene nicht mit ehrlichen Versprechungen zu Tage wollte, in großen Ungeßüm, so daß seit dem Jahre 1732 die Huldigung lieber gänzlich unterlassen wurde. Dem Sonnenburgischen Gerichte Enneberg zu St. Vigil waren übrigens seit uralten Zeiten vier Männer mit dem Ehrentitel: Missier beigegeben, als Stellvertreter der Gemeinden Enneberg, Wengen, Abtei und Corvara sowie zur Besorgung der innern Verwaltung. Die Rechtshändel wurden vor die öffentliche Schranne gebracht, welche nach alten Gewohnheitsrechten entschied, die im sechzehnten Jahrhunderte schriftlich aufgezeichnet worden sind.

Ueber dem Wasser bei St. Martin liegt der kleine Weiler Picolein, etliche zierliche Häuser, darunter zwei ehemalige Anseze und eine Capelle. An deren Wänden sind auf großen Tafeln die Wunder des heiligen Antonius angemalt: rechts die, welche er bei Lebzeiten, links jene, so er nach seinem Tode verrichtet hat — ein halbes Hundert recht sehenswerdiger Darstellungen. Unter den erstern ist auch die Fischpredigt nicht vergessen, bei welcher die Geschwader der Fische, die in Reih und Glied sich aufgestellt, die naiven Häupter zum Wasser herausstrecken um das Wort Gottes zu vernehmen; unter den letztern hat mir besonders die Geschichte gefallen, wie der heilige Antonius einem bedrängten Factor aus der Noth hilft. Derselbe Factor, der

seinem Herrn tausend Gulden schuldig gewesen, diese jedoch wieder bezahlt hatte, wurde nach dessen Tode noch einmal darum angefordert, weil der Verstorbene vergessen hatte die Heimzahlung im Handlungsbuche vorzumerken. Er rief nun St. Antonium um Hilfe an, und der Heilige schaffte sie auch dadurch, daß er den todten Herrn, welcher verdammt war, vor die Pforten der Hölle beschied, um nachträglich die Quittung zu unterschreiben. Da steht nun, während die lebenden Erben im Comptoir disputiren, in der Ferne die Hölle offen und der arme, zu seinen Lebzeiten so vergessliche Mensch, splinternacht und rothgefotlen wie ein Krebs, stellt am Eingang der Unterwelt die Urkunde aus, in Beisein des heiligen Antonius, des Factors und eines glutäugigen Teufels, der mit der Feuergabel als Schildwache daneben paradirt.

Von Picolein steigt das Sträßchen in die Höhe und zieht dann oben an der steilen Halde des Blaiesberges hin, bis der Pilger auf der Höhe über Zwischenwasser, wo der Raubach in die Gader stürzt, aus dem Dunkel des Waldes hervortritt und jählings eine wundervolle Aussicht vor sich hat, zumal wenn er noch ein Stück über den Weg hinaufklettert. Da sah ich rechts ins Rauthal, wo aus der unbewohnten Wildniß gigantische Felsmassen, roth und blau, schier senkrecht aufstiegen. Die Häuser von St. Vigil steckten in blaulichem Duft, durch den sich der Rauch der Schornsteine keck emportwand. Allenthalben erhoben sich steile Anhöhen, und über sie hin zogen mit Roß und Pflug die ackernden Landleute bis an die Wälder hinauf, die ihre langen Schatten über diese Vorberge warfen. Auf einsamer Höhe liegt St. Maria, „die Pfarre,“ mit schönem gothischem Kirchthurm und ein paar bedeutsamen Häusern. Auf einer andern nahen Halde, rings umgeben von steilen Kornfeldern, prangt die Burg Nisch, das Stammhaus der

Ritter von Prack. Und wieder nicht weit von Asch zeigen sich auf steiniger Wand die Kirche und Häuser von Plaiten. Ueber dem allem aber, hoch oben an das steile Gehänge, wo breite Ackerflächen mit finstern Wäldern wechseln, ist Kirche, Widum und Wirthshaus von Wälschellen hingehftet. Ueber diesem Dörschen steht roth und weiß, zerissen, zerklüftet, und überhängend der Col de la Bedla, der Berg der Bettel, ein graueses dolomitisches Ungethüm, das aber vom Beutlerkofel, der hinten im schönen Seitenthälchen von Untermoi aufschiebt, an Höhe und Wildheit noch übertroffen wird. Das sind die Ansichten, die jene Höhe über Zwischenwasser in der Nähe bietet, eine farbenreiche Mischung, aber fast etwas ins Wilde schlagend, da die freundlichen Auen und Felder gegen die Schrecken der Dolomitgebilde nicht aufkommen können. Eben deßwegen ist's eine erfreuliche Zuthat, daß der Blick auch an dem Gaderbach hinausgeht und über den rothen Thurm von Ohnach ins Hügelland des Buserthales fällt. Und über den Hügeln steigen die Berge des Buserthales empor und über diesen tauchen in schneeweißem Mantel die Ferner auf, die hinten im Zillerthale liegen. Die sanften breiten Formen dieser Kette wirken beruhigend auf den Beschauer, den die jähe, unheimliche Art der Enneberger Hörner aufgeregt hat. Wenn er da mehrere Tage in Gröden oder Abtei geessen, so verbindet sich damit vielleicht auch eine leise Freude wieder in ein Land zu kommen, das ihm heimatlicher ist, aus den rauhen Thälern, welche die ladinischen Dolomiten umlagern, in die zahmern, welche die schneeigen Gipfel deutscher Berge beschließen.

Bedauerlich war es, daß wir nicht Zeit hatten nach Enneberg oder St. Maria hinüber zu steigen, um nach dem Tanzstadel, dem „Pajung“ zu fragen, der zur Zeit, als Haller schrieb, noch vorhanden war. Es war ein uralter

Gebrauch in den rhätischen Alpen, daß sich jede Gemeinde ihr Tanzhaus erbaute, welches zugleich als Dingstätte diente. Ein Nachklang der alten Tanzlust hat sich noch bei den Hochzeiten erhalten. Verwandte und Nachbarn werden dazu in großer Anzahl geladen und es wäre sehr feindselig die Ladung auszuschlagen. Auch Seelsorger und Richter dürfen nicht fehlen, und an sie ergeht ein feierliches Aufgebot zum Mahle. Die Hochzeiten werden meistens im Winter gefeiert und so gleiten die Gäste in prächtig bespannten Rennschlitten heran, mit Geschirr und Zeug, das wegen seiner Kostbarkeit als Familienkleinod vom Vater auf den Sohn vererbt wird. Nachdem die Trauung in der Kirche vorüber, geht der Zug ins Wirthshaus zum Tanze. Dort warten die mit Kränzen und weißen Schürzen geschmückten Mädchen schon vor dem Thore auf die Jungen, welche sie wählen und zum Tanze führen sollen. Gerade so wird's bekanntlich auch in Bayern, im Gebirge wie in der Ebene gehalten und gilt nirgends als eine Verläumdung gegen den Anstand. Ueberhaupt scheint der Tanzstadel in Enneberg und alles was damit zusammenhängt, ein deutsches Gewächs zu sein, das vom Pusterthale aus in die ladinische Luft hinein rankte.

Von Zwischenwasser geht das Sträßchen wieder steil in die Höhe und führt nach Pelsrad, dem Wirthshause, welches die Gränze der ladinischen Sprache ist. Der nächste Weiler ist Saalen, auch mit einem Wirthshause versehen, in welchem damals der Streit entstand, welcher den Tod des zitherkundigen Ennebergers zur Folge hatte. In Saalen ist alles pusterthalisch, Sprache und Art der Leute, wie auch die gelben Röcke mit dem breiten schwarzen Querbande, und die spitzigen, breitgekräpften Hüte, welche die Weibsbilder tragen. Doch kehren wir jetzt wieder in die Abtei zurück, um über Valparola nach Buchenstein zu wandern.

Es war ein schöner Abend, als ich von St. Leonhard

auf dem hohen Ufer des Gaderbaches zumeist über Wiesen hin nach St. Cassian ging. Links stand die lange senkrechte Wand des Kreuzkofels, der von der untergehenden Sonne beschienen, wie eine glühende Himmelsmauer aus den grünen Abhängen aufstarrte. Eine saubere Dirne war meines Weges, konnte mir aber sehr wenig mittheilen, da sie nur dürftig deutsch sprach. Sie suchte sich deshalb zu entschuldigen und schien diese ihre Ungeübtheit als etwas zu betrachten, was ihr bei ihrem Alter — von siebzehn Frühlingsen — nicht ganz gut anstehe.

In St. Cassian fand ich sehr angenehme Aufnahme beim Curaten. Er ist ein geborner Enneberger und einer von jenen ehrenwerthen Männern, die sich mit Forschungen über ihre Muttersprache beschäftigen. Deshalb legte ich auch mit meinen, obwohl sehr kurz gefaßten Kenntnissen im Ladin viele Ehre bei ihm ein. Das anregende Gespräch, in das wir darüber geriethen, hielt uns bis gegen elf Uhr beisammen.

Zu St. Cassian und zu Wengen haben sich Sagen von den vorzeitlichen Wilden erhalten. An beiden Orten findet sich nämlich ein Bach, den die Eingebornen Rü de gannes¹ nennen, den Bach der Wilden. Diese Urbewohner hielten sich laut der Ueberlieferung in Wäldern und Felsenklüften auf dem Kreuzkofel zusammen, ohne Gesittung und fast ohne Sprache. Wildbret, Kräuter und Wurzeln und was sie etwa von den christlichen Nachbarn empfangen, war ihre Nahrung. Nur bei der grimmigsten Kälte, oder wenn

¹ Genau genommen ist gannes der Name der weiblichen Wilden, denn die Männer heißen salvangs. Der Name Ganna spielt auch in der alt-deutschen Mythologie. (S. Deutsche Mythologie von Jacob Grimm S. 375.) Schneller leitet ganna von aqua, aquana ab. Daß diese „Wilden“ ein Volk gewesen, welches in unsern Landen vor dem Einzug der caucasischen Race gehaust, hat Rothholz fast überzeugend dargethan. Argovia, Aarau 1867. V. S. 291.

Hungersnoth unter ihnen eingerissen war, kamen sie zu den höchst gelegenen Häusern herab, wärmten sich am Feuer, nahmen die Gaben, um die sie nie baten, und entfernten sich eifertig wieder, ohne je eine Nacht unter Dach zu bleiben. Sie beleidigten niemand, rächten sich aber grausam, wenn sie selbst beleidigt wurden. Da wir einmal an unheimlichen Dingen sind, so mag ferner erwähnt werden, daß sich in Enneberg jetzt noch ein Berggeist findet, welcher Orco genannt wird. Er ist bössartig und gefürchtet. Verschiedene Mähren von ihm sind bei Staffler nachzulesen. Ueberhaupt scheint das Sagentwesen hier noch in blühendem Zustand zu sein. Die Norken oder Lorken des Eischlandes sind, wie schon oben S. 94 gesagt, sprachlich ebenfalls Abkömmlinge dieses Orco, sind aber nicht bössartig, sondern haben ganz und gar die Natur unsrer gutmüthigen Wichtelmännchen angenommen.

Also von St. Cassian weiter schreitend, der Alpe Valparola zu, bewundern wir zuerst die schönen, gemauerten, zweistöckigen Höfe, die hier herum auf den Bergwiesen stehen, und vertiefen uns dann immer mehr in die Alpengegend, die sich gegen den Fuß des Joches hinzieht. In einer Stunde sind wir bei den Trümmern der alten Hochöfen, die ehemals hier betrieben, aber schon vor langer Zeit aufgegeben worden sind, da man es für vortheilhafter hielt, die Wälder abzuschwenken. Demnach stehen jetzt nur noch geschwärzte Mauertrümmer traurig in dem lichten Föhrenhaine, und wo ehemals die Knechte früh und spät den Brand genährt, da herrscht zur Zeit die tiefste Waldeinsamkeit.

Nicht weit dahinter liegt eine Alm, wo mehrere Hirten aus dem Pusterthale ihre Sommerfrische halten. Die Hütten sind geringer Art, aus Balken kunstlos zusammengelegt. Einer der Sennen nahm mich gastlich auf, gab mir Milch und Käse und sträubte sich nach einem allmählich erlöschenden

Herkommen eine Bezahlung anzunehmen. Glücklicherweise war er ein Raucher, so daß ich ihm durch ein paar Cigarren meine Dankbarkeit bezeigen konnte.

Von dieser Niederlassung geht der Weg steiler aufwärts durch den Wald und dann über freie Wiesen auf das Joch, welches in einer Stunde zu erreichen ist. So leicht man auch hinauf kommt, so ist es doch oben so jochartig als irgendwo.

Zu beiden Seiten Dolomitentwände, zwischen diesen schöne Auen, mit Edelweiß bewachsen, und eine prächtige Aussicht. Rückwärts geht sie ins Thal der Abtei, wo die Gemeinde St. Cassian im Stillen blüht, überragt vom Kreuzkofel, eingeschlossen von düstern Felsen, zwischen denen das Auge gleichwohl hinausfindet bis auf die Zillerthaler Schneeberge. Gegen Mittag aber breitet sich vor dem Blicke eine Dolomitenwirthschaft aus, wie sie kaum ärger zu finden. Wer sich hier noch vor dem letzten Schritte auf das Joch das freundliche Thal von St. Cassian betrachtet, das trotz seiner rauhen Umgebung so milde abgeglättet, bebaut, mit Häusern besetzt, mit seiner weißen Kirche geziert ist, dann aber, das Auge voll von dieser grünen Lieblichkeit, auf die Wasserscheide tritt und gegen Mittag schaut, der muß fast erstarren ob dieser schauerlichen Wildheit. Da ist über die ersten Flächen des Abhangs weg weit und breit kein Halm mehr zu sehen, aber überall bis in die fernste Ferne hechelmäßig aufgeschossene, schroffe, senkrechte Zinken und Hörner, aus denen sich wieder andere, schwarze, ungethüme Stifte hervorschieben und sich kreuzschnabelartig über einander legen — alles anzusehen wie Masten, Planken und Latten aus dem Schiffbruch einer Welt. Von Wiesen und Feldern keine Andeutung, noch weniger von Häusern. Es vermehrt den feierlichen Ernst der Landschaft, daß sich etwas unter dem Joche auch noch die Aussicht auf ein Schneefeld einstellt, das zur Rechten aufzieht, weiß, schön und still.

Abwärts geht es zunächst durch dünnes Gehölz, das mit vielen großen und kleinen Felsstücken durchwirkt ist, dann aber eben und glatt über Wiesen, bis man zuletzt in einsamer Gegend vor dem Schlosse Buchenstein anlangt. Dieß ist eine herrliche Burg, innerlich zwar verlassen und verödet, aber äußerlich noch ganz in alter Würde. Sie steht neben dem Thalwege und ist auf einen vereinzelter schroffen Felsenblock seltsam hingemauert, so nämlich, daß sie gegen Norden eine schöne Fronte hat, während auf der Südseite das Gestein fast bis in die Mitte des Gebäudes hinaufreicht. Eine Ringmauer zieht sich um dessen Fuß herum und der Zugang zu dem Hauptthor geht über einen tiefen Graben. Hat man die Burg betreten, so führt rechts eine Treppe zum Verließ, links die große Stiege ins Schloß. Zuerst kommt man an die Pforte der Capelle, die zwar halb verfallen ist, aber noch manches Ueberbleibsel alter Zier zu schauen gibt. Eine andere Treppe führt zu einer eisernen Thüre, hinter der eine innere Zugbrücke den Weg zur Wohnung des Schloßhauptmanns bildete, so daß sich ein hartnäckiger Befehlshaber noch in seinen Wohnzimmern vertheidigen konnte, wenn die Burg schon über war.

Die Herrschaft Buchenstein kam im Jahre 1091 an das Bisthum Brigen. Die Bischöfe gaben sie dann verschiedenen Edeln zu Lehen und traten erst im Jahre 1426 wieder in den unmittelbaren Besitz. Seit dieser Zeit bis zum Jahre 1803, wo das Hochstift säcularisirt wurde, zählt die Chronik der Burg fünfundvierzig Schloßhauptleute auf, darunter Männer aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes. So lange solche Insassen darin walteten, mag sie wohl sehr wohnlich eingerichtet gewesen sein. Auch die Bischöfe klopften in unruhigen Zeiten oft unerwartet an des Schloßes Pforte und überwetterten da, bis die Lust zu Brigen wieder heiter war. Seitdem aber der letzte Schloßhauptmann aus-

gezogen, hat man die Burg ihrer besten Geräthschaften und ihres Archivs beraubt, letzteres wie es scheint zerstört, und das Gemäuer der langsamen Vernichtung hingegeben. Bei den Eingebornen heißt es Castel d'Andraz und gehört jetzt der Familie Faber im nahegelegenen Gernadoi, welche das Gebäude sammt den dazu gehörigen Grundstücken unter der bayerischen Herrschaft um 18,000 fl. gekauft hat. Man versichert, sie habe damit eine sehr gelungene Speculation gemacht, da vor ein paar Jahren 20,000 fl. allein aus verkauften Waldungen gelöst worden seien. Es ist übrigens fast seltsam, daß die Burg, obgleich sie schon weit drinnen in Wälschland liegt, noch einen so guten deutschen Namen führt und diesen auch auf die Gegend übertragen hat. Der Adel dieses abgelegenen, durch keinen Fahrweg erreichbaren Hochlandes ist aber auch deutschen Ursprungs gewesen. So wird im Jahr 1296 eine Domina Agnesa vidua Couradi de Corte de Livina longa cum filiis suis Meinle, Wilhalm et Conrad erwähnt und es erhellt aus den Taufnamen der Kinder, besonders aus jenem Meinle, der wohl dem Grafen Meinhard von Görz nachgetauft ist, daß in der Familie deutsch gesprochen wurde. Auch unter den Pfarrern waren in älteren Zeiten viele Deutsche.

Das kleine Landgericht Buchenstein wird von dreitausend Melpnern bewohnt, welche von ihren wälschen und frauttwälschen Nachbarn in Fassa, Gröden, Enneberg und Ampezzo Fodomi genannt werden. Man behauptet, dieser Name erkläre sich aus Feud'uomini, und beziehe sich auf die Lehenverhältnisse, in welchen die Buchensteiner früher zu den Bischöfen von Brigen standen. Sie selbst nennen sich nicht mit diesem Namen, hören ihn auch nicht gerne von andern. Wenn sie weiter über die italienische Gränze gehen, etwa nach Belluno oder Feltre, so müssen sie sich gerade so gut wie die Grödner und Enneberger Tedeschi

nennen lassen; ein Schicksal, das auch jedes Trientiners wartet, der nach Verona kommt. Ihre Sprache bildet den Uebergang aus den ladinischen Dialekten in jene Mundarten, die man dem Italienischen zurechnet, wie z. B. den Dialekt von Fleims oder den von Belluno, und insofern steht sie in gleicher Linie mit dem Idrome von Ampezzo, das gegen Aufgang an der neuen Straße von Pusterthal nach Italien liegt.

Allmählich nähern wir uns dem Dorfe Andraz, über hügeliges, seltsam verdrehtes Land, aus dessen Feldern noch manches Felsstück aufragt, das ein Castel d'Andraz ertragen könnte. Die Leute waren mit der Roggenernte beschäftigt, denn das Klima ist hier bei weitem nicht so rauh, wie enthalb des Joches in der Abtei. Das Dörfchen durchwandernd betrachtete ich mit vielem Interesse, obgleich nur der Race wegen, die Mädchen, die an den Brunnen heute zahlreich wuschen, und bemerkte darunter manches blondhaarige Köpfschen und einmal unter einer Hausthüre drei Stumpfnäschen beisammen, wie man sie nur in Deutschland zu sehen gewohnt ist. Die Wohnhäuser unterscheiden sich nicht merklich von den in deutschen Thälern üblichen und sind zum Theil von Stein, zum Theil von Holz.

Der Weg geht hoch am Tobel hin, mit einer herrlichen Ansicht der Giuitta oder Civetta, eines ehrwürdigen Schrofens, der zerrissen und zerklüftet im Thale links emporsteigt, fast symmetrisch von beiden Seiten zur schöngeformeten Spitze hinaufziehend. Zu seinen Füßen liegt der See von Alleghe, hellgrün hervorblickend zwischen dunkeln Wäldern, der erst 1772 durch eine Bergabrutschung geschaffen wurde. Zur rechten Seite dagegen fängt ein Ferner an aufzutauchen und entfaltet sich bald in voller Pracht. Es ist die Marmolata, links von der Etsch der südlichste der tirolischen Gletscher. Darauf ist vor vierzig Jahren

ein Geistlicher mit seinem Hündchen in eine Eisspalte gefallen und nicht wieder, weder todt noch lebendig, ans Tageslicht gekommen. Er liegt noch steif gefroren unten in der unzugänglichen, blauen Todtenkammer, und die verborgenen Fernerbäche sausen noch um das erstorbene Haupt, das sie einst in den schrecklichen Tod einlullten. Südlich vom Eisack- und Pustertal ist kein Berg so hoch, wie die Marmolata, denn sie mißt 11,000 W. Fuß, ist auch bis jetzt noch nicht erstiegen worden.

Buchenstein, das Dorf, die Pieve d'Andraz oder di Libinallongo, wie die Eingebornen sagen, der Sitz des Landgerichts, liegt gebieterisch auf dem Vorsprunge eines Abhanges, gegenüber von hohen bewaldeten Bergen, links die Aussicht auf die Giuitta, rechts der Blick gegen Varda hin, das in lieblich grüner Schlucht liegt. Mitten durch die Landschaft und gerade unter dem kleinen Dorfe vorbei zieht eine schauerliche stundenlange Kluft, durch welche der Cordebole strömt. Von ebenen Plätzen ist hier nichts zu sehen, überall steigende Felsen und schwarze Wälder. Nur die Halde um das Dorf prangt mit Wiesen und Kornfeldern, verliert sich aber oben hinauf in steilen Waldhang, gegen unten in jähem Absturz zum Wildbache. In dieser Tiefe ist ein schöner Wasserfall. Die Kirche hat einen alten, mit romanischen Säulenfensterchen gezierten Thurm, welcher sieben Glocken trägt, die einen besonders schönen Klang erschallen lassen, und zwar deswegen, weil die Weiber einst ihre Ringe von Gold und Silber in die Glockenspeise geworfen haben sollen. Das Dorf besteht aus einem Duzend Häuser, worunter drei Gasthöfe. Das besuchteste, ist das des Herrn Vinazer, der ursprünglich aus Gröden emigriert ist und die Gäste nach Kräften und sehr billig bedient. Der Wein, der hier getrunken wird, kommt von Bassano, ist von guter, starker Beschaffenheit und einer

dunkeln lodenden Goldfarbe. Auf dem Platze steht ein großes, graues, alterthümliches Giebelhaus, das stattlichste des Dörfchens, mit Fenstergittern von oben bis unten; dieß ist der Ansig der Sisti von Sisthofen. Man muß nämlich nicht glauben, daß Buchenstein, das abgelegenste Gerichtchen in ganz Tirol, nicht auch seine vornehmen Herren gehabt; denn da sind außer den Sisti von Sisthofen, den Grones von Gronsberg, den Herren von Barda und von Chizzali auch die Herren von Piazza erwachsen, die jetzt Grafen von Platz heißen. Der Ort ist der steilen Lage wegen im Winter aufs gefährlichste den Lawnen ausgesetzt und daher soll er seinen Namen, den man als *Lavina longa* erklärt, empfangen haben. Oft ist die Verbindung auf längere Zeit unterbrochen. Der Actuar, der in einem nur etliche hundert Schritte entfernten Dörfchen wohnt, ist vor drei Jahren durch einen Lawinensturz dermaßen von seinem Hause abgeschnitten worden, daß er acht Tage lang nicht mehr zu seiner Familie kommen konnte. Im letzten Jahre haben die Zeitungen wieder Aehnliches berichtet.

Eine andere Merkwürdigkeit des entlegenen Bergdörfchens ist, daß sich hier aus dem Mittelalter bis in die neuesten Zeiten eine Bruderschaft der Flagellanten erhalten hat. Die Verbrüdeten haben sich wirklich, unbekümmert um den Lauf der Welt, noch bis in dieses Jahrhundert herein gegeißelt. Erst vor etwa zwanzig Jahren hat ein Pfarrherr diese andächtige Uebung eingestellt, dieweil sich Mißbräuche aufgethan und nicht immer fromme Geißelungen statt gefunden hatten.